

## Die Zukunft des Dialekts

---

**Impuls 1: „Der Dialekt kann alles.** Er kann zärtlich sein, direkt und hart, ja böse. Traurig und froh. Und immer schwingt unsere Kindheit mit, also die Zeit, in der die Welt für uns noch überschaubar war.“

(Felix Huby, in: Schwäbisch – Dialekt mit Tradition und Zukunft, hg. v. Hubert Wicker, Gomaringen 2011, S. 139)

5 **Impuls 2: „Die Angst der Schwaben vor dem Ende des Schwäbischen“**

Wer sich mit Dialekt befasst, wird zwangsläufig immer wieder mit der schwäbischen Urangst konfrontiert, der Dialekt werde in Bälde ausgestorben sein. Die Positionen der Mundartforscher zu dieser Frage sind uneinheitlich; manche teilen die Befürchtung, andere sind zuversichtlicher unter Verweis darauf, dass diese Angst vor 200 Jahren die Dialektologie hervorgebracht hat.

10 Ich selber wage kein Urteil, schließe aber nicht aus, dass Schwäbisch plötzlich von der Jugend als „oozgeil“ entdeckt und vielleicht eines Tages wieder verstärkt und prononciert praktiziert wird. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist allerdings ein schwäbisches Selbstbewusstsein, das auf der Gewissheit gegründet ist, dass Schwäbisch kein Deppen-

15 Dialekt ist. Diese Gewissheit aber ist kaum zu gewinnen aus dem Gros dessen, was da an Mundart-Literatur auf dem Markt ist. Diese Texte sind meist eher ein Argument dafür, sich umgehend aus dem Dialekt zu verabschieden. Dasselbe gilt für schwabentümelnde Fernseh-Moderatoren und -Moderatorinnen, selbst wenn große Teile des Publikums dies nicht so sehen. Wenn man als Zuschauer das Gefühl vermittelt bekommt, hier werde Dialekt als süßliches Therapeutikum sabbernden Alten an der Schwelle zur Demenz verabreicht, dann wird das Dargebotene vermutlich nicht geeignet sein, die Jugend von der Mundart als Möglichkeit zur pointierten und pointenreichen Ausdrucksmöglichkeit zu überzeugen.“

20 (Wolf-Henning Petershagen, Schwäbisch für Besserwisser. Erfahrungen in der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Dialekt, in: Lioba Keller-Drescher, Bernhard Tschofen (Hg.): Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland. Tübingen 2009., S. 223-28, S. 228)

25 **Impuls 3: „Ich halte den Dialekt für eine lebendigere, blutvollere Sprache als das durch viele äußere Einflüsse raschelnd gewordene Papierdeutsch unserer Hochsprache. Ich sehe jetzt von ernsthafter Dichtung ab, aber was so den Tag über gesprochen wird, oder was in den Zeitungen geschrieben wird, ist doch Papier, ist doch keine lebendige Sprache mehr. [...] Der Dialekt ist prägnanter, in ihm muss man genau sagen, was man will und was man meint. Da können Sie keinen Schmu machen.“**

30 (Josef Eberle, in: Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren, hg. v. Gerhard W. Baur und Hans-Rüdiger Fluck, Bern/München: Francke 1976, S. 29)

**Impuls 4: „Ich weiß nicht, wer das Bonmot zuerst gebracht hat, dass man in der Schweiz immer dann, wenn man lügt, hochdeutsch spricht, — also in der Schule, beim Militär und in der Kirche.“**

40 (Franz Deichsel, Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren, hg. v. Gerhard W. Baur und Hans-Rüdiger Fluck, Bern/München: Francke 1976., S. 71)

**Impuls 5: „Ich würde also erstens sagen, die Mundart ist die ursprüngliche Sprache, die ein Mensch spricht, falls er nicht gezwungen wird, durch das Bildungssystem oder durch die Eltern, von vornherein die Schriftsprache zu sprechen. [...] Und insofern nenne ich das Schriftdeutsche immer ein nationales Esperanto.“**

45 (Franz Ringseis, Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren, hg. v. Gerhard W. Baur und Hans-Rüdiger Fluck, Bern/München: Francke 1976., S. 146)